



Frank Nonnenmacher

# „Du hattest es besser als ich“

Zwei Brüder im 20. Jahrhundert





**Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detailierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



© 2014 VAS – Verlag für Akademische Schriften  
2015 – zweite überarbeitete Auflage  
Alle Rechte vorbehalten.

Herstellung: VAS  
Altkönigstr. 32, 61350 Bad Homburg v.d. H.  
[www.vas-verlag.de](http://www.vas-verlag.de)

Bilder: © Eva Fischer  
Das Titelbild „Kassandra“ (Detail) und alle Fotos im Innenteil zeigen Werke von Gustav Nonnenmacher.

Vertrieb: Südost Verlags Service GmbH  
Am Steinfeld 4, 94065 Waldkirchen

ISBN 978–3–88864–528–0





## Inhalt

Widmung von Konstantin Wecker	4
Margarete: Die Weißbüglerin	5
Gustav und Ernst: Kindheit und Schulzeit	24
Ernst und Gustav: Der Kleinkriminelle und das Waisenhauskind	42
Ernst: Knecht und Wanderjahre	59
Gustav: Bildhauerlehre in Holzgerlingen	76
Ernst: „Asozialer“ im Nazideutschland	97
Gustav: Der Traum vom Fliegen	115
Ernst: Mit dem schwarzen Winkel im KZ Flossenbürg	144
Gustav: Als „Fliegerheld“ im Krieg	166
Ernst: Geschosskörbe flechten im KZ Sachsenhausen	201
Gustav: Blindflug	221
Ernst: „Zu Recht“ im KZ?	252
Gustav: Endlich Bildhauer	274
Konfrontationen	294
Letzte Jahre	323
Was bleibt	335
Nachwort	346
Literaturhinweise	348



Ich habe Ernst Nonnenmacher vor 25 Jahren im Mainzer „Unterhaus“ als Menschen kennengelernt, der als „Asozialer und Wehrunwürdiger“ ins KZ gesteckt wurde. Die Würde sollte ihm genommen werden, aber er ist ein aufrechter Antifaschist geblieben. Das Lied vom „Sturmbannführer Meier“ habe ich ihm gewidmet.

Ich freue mich, dass er mit diesem Buch eine späte Anerkennung erhält.

*Konstantin Wecker*

Februar 2014

*(siehe auch S. 331 und 344)*





Schöpfung (Detail)

### Margarete: Die Weißbüglerin

Es war kalt an diesem Nachmittag des zweiten Kriegsjahres im November 1915. In einer Kammer mit Alkoven unterm Dach eines fünfstöckigen Mietshauses in Stuttgart schob Margarete Nonnenmacher die letzten Holzscheite in das Kanonenöfchen, das ihr kleines Zimmer an diesem unfreundlichen Herbstabend notdürftig wärmte. Nach mehreren Wohnungswechseln wohnte sie seit ein paar Wochen hier mit ihrem siebenjährigen Sohn Ernst und dem jetzt eineinhalbjährigen Gustav. Der kleine „Guschtl“ lag in einem Körbchen, atmete ein wenig rasselnd und war zufrieden damit, dass er an einem Kanten Brot nuckeln konnte. Margarete wartete auf die beiden Frauen von der Fürsorge, die sich angemeldet hatten und die heute Gustav für immer mitnehmen würden.

Margarete, die in der Nachbarschaft meist „s’Gretle“ genannt wurde, hatte einige Arbeitsstellen als Weißbüglerin in den Haushalten gutsituierter Stuttgarter Bürger, unter anderem bei einem Schulrat, einem Major des Württembergischen Infanterieregiments 413 und dem Besitzer einer kleinen Fabrik. Ihre Herrinnen waren die jeweiligen Damen des Hauses, die oft persönlich im Bügelzimmer vorbeischaute und Margaretes Arbeit begutachteten. Jede hatte ihre eigenen Vorstellungen von





einem perfekt gebügelt Brustkragen oder idealen Bügelfalten bei Tischdecken. Wenn die Herrin zufrieden war, bekam Margarete ihren Stundenlohn, der mal 25, mal 30 Pfennige betrug, und ab und zu kam es vor, dass sie für zwei Stunden Arbeit eine ganze Mark bekam. Die Herrinnen liebten es, wenn Margarete dann artig knickste, übers ganze Gesicht strahlte und „Vielen Dank, gnädige Frau!“ sagte. Aber genauso gut konnte es vorkommen, dass eine Dame kühl mitteilte: „Das war’s dann. Nächste Woche brauchst du nicht mehr zu kommen. Unser Hausmädchen macht jetzt die Weißwäsche.“ Wie in der allgemeinen Not unter armen Leuten herrschte auch bei Margarete fast immer Geldmangel. Für ihre gegenwärtige Kammer hatte sie neun Mark in der Woche zu zahlen und nach Abzug von dem, was sie für ihren Buben, den „Ernscht!“, für den Säugling und für sich brauchte, um auch nur das Nötigste für Essen, Kleidung und Brennstoff zu besorgen, blieb oft nichts mehr übrig. Wenn sie dann am Monatsende die Miete nicht vollständig auf den Tisch des Hauswarts legen konnte, war die Kündigung nur eine Frage der Zeit.

Viele Kontakte mit Nachbarn hatte Margarete nicht. Als „ledigs Mädle“ mit zwei Kindern, noch dazu von zwei verschiedenen Männern, entsprach sie so gar nicht den Moralvorstellungen der Zeit. Für die einen war sie ein „gefallenes Mädchen“, für die Wohlwollenderen hatte sie schlicht „Pech im Leben“ gehabt und für nicht wenige war sie ganz einfach „a Hur“.

Vor allem die Frauen in der Nachbarschaft hatten nicht aufgehört hinter vorgehaltener Hand schlecht über sie zu reden. Dabei war es gar nicht so sehr die Tatsache, dass sie zweimal von verschiedenen Männern ungewollt schwanger geworden war, die die Verachtung hervorrief, zumal die meisten aus eigener Erfahrung wussten, wie schnell man stigmatisiert wurde angesichts fehlender Verhütungsmittel und der Notwendigkeit, dass eben dem Manne die Aufgabe zukam „aufzupassen“, um zu verhindern, dass eine Frau in „andere Umstände“ geriet. Bei Margarete gab es noch einen anderen Grund, der sie weniger bei den Männern, sondern bei den Frauen unbeliebt machte. Mit ihren tiefschwarzen langen Haaren, die sie nur, wenn sie in den Herrschaftshäusern war, zu einem „Dutt“ hochgesteckt hatte, mit ihren blauen Augen, ihrer kecken, ganz leicht geschwungenen Nase und ihrem sinnlichen Mund war sie nicht nur eine gut aussehende Frau, sie war eine Schönheit.

Dabei hatte Margarete schon früh gelernt, dass ihre Schönheit ein Fluch sein konnte und dass, wenn die Männer ihr Avancen machten, diese meistens nicht sie als Person, sondern eher ihr schönes Gesicht und ihren attraktiven Körper meinten. Mit 15 war sie, viertes Kind eines Großknechts auf einem Hof auf der Schwäbischen Alb, nach Stuttgart gegangen, um sich dort zunächst als Wäscherin „beim Bleyle“, dem Hersteller der unter Kaiser Wilhelm so beliebten blauen Matrosenanzüge, und dann als Hausmädchen, als Büglerin und schließlich als Weißbüglerin zu verdingen. Auf der Alb hatte der kleinen Margarete das Leben in der Großfamilie, mit den Tieren und mit Wind und Wetter gut gefallen. Sie war ein fröhli-





ches Kind, leidlich gut in der Volksschule und kam mit ihren Geschwistern und den Kindern des Bauern gut aus. Ihr Verhängnis war, dass der älteste – schon verheiratete – Sohn des Bauern Gefallen an der erblühenden jungen Tochter des Großknechts gefunden hatte und ihr so lange nachstellte, bis es alle auf dem Hof und zuletzt auch der Bauer sowie die Schwiegertochter erfuhren. Zur Rede gestellt schob der Jungbauer alles auf die raffinierten Verführungskünste des Mädchens und Margaretes Vater tat schließlich, was der Bauer verlangte: Er schickte seine Tochter weg, er verstieß sie förmlich und bedeutete ihr, sie solle sich in der Stadt eine Arbeit suchen und nicht mehr wiederkommen. Schon am nächsten Morgen ging sie lediglich mit einem Bündel Kleider fort und kehrte nie mehr zurück.

Seitdem war Margarete vorsichtig im Umgang mit Männern gewesen. Sie ging durchaus mal auf den Tanzboden, sie ließ sich auch auf kleinere Geplänkel ein, aber sie verlor nie ihr tiefes Misstrauen, das sie gegenüber den ehrlichen Absichten auch der bravsten Männer hegte.

Erst im Frühjahr 1907 war es soweit, dass sie glaubte, einen Mann gefunden zu haben, auf den sie sich hätte einlassen können. Just an ihrem 27. Geburtstag, dem 22. März, war sie abends mit einer Freundin am Schlossplatz spazieren gegangen. Sie hatte sich gerade überlegt, ob sie sich erlauben könnte, ihre Freundin aus Anlass ihres Geburtstages auf eine Tasse Schokolade einzuladen, als ein Mann, der das Café gerade verlassen wollte, die Unschlüssigkeit Margaretes bemerkte, die beiden Frauen auf witzige und liebenswürdige Art ansprach und sie zu eben jener begehrten Schokolade einlud. Gottlob Hahl war ein gut aussehender, unbeschwerter und fröhlicher junger Mann, ein Eisenbahner aus dem Strohgäu, der ab und zu nach Stuttgart kam. Es wurde eine nette Caféhausstunde und Margarete willigte in eine Verabredung ein.

Gottlob stellte sich als ein lebenslustiger, redegewandter und kontaktfreudiger Mensch heraus, der geduldig um Margarete warb. Er schien anders zu sein als die Männer, die sie bisher kennengelernt hatte, und sie fand, allmählich werde es ja Zeit, wenn sie nicht als alte Jungfer enden wollte.

Wenn er frei hatte, wartete er vor Margaretes Arbeitsstelle bis zu ihrem Feierabend und manchmal brachte er kleine Geschenke. Sie gingen dann spazieren und erzählten sich ihr Leben. Einmal lud er sie gar in das „Delphi“ ein, wo kurze Stummfilme mit Klavierbegleitung gezeigt wurden, unter anderem der berühmte zwölfminütige Streifen „Der große Eisenbahnraub“, ein großartiges Erlebnis für beide. Kurzum, mit Gottlob schien für Margarete ein Mann ins Leben getreten sein, auf den sie sich voll und ganz einlassen konnte. An einem heißen Juniabend im Jahre 1907 war es dann so weit. Nachdem Gottlob Margarete während eines langen Sonntagsspaziergangs die ewige Treue geschworen hatte, liebten sie sich auf einer Waldwiese.





Zwar hatte Gottlob „nicht aufgepasst“, aber Margarete verdrängte den Gedanken an eine mögliche Schwangerschaft. Bald aber wartete sie doch mit Bangen auf die monatliche Periode und wurde immer nervöser, als die ausblieb. Schließlich war ihr, ohne dass ein Arzt oder eine Hebamme dies bestätigen musste, klar, dass sie schwanger war.

Es beunruhigte sie, dass Gottlob überhaupt nicht daran zu denken schien, dass sie möglicherweise ein Kind bekamen. Hinzu kam, dass er sich immer seltener blicken ließ, und eines Tages berichtete ihr eine Nachbarin, dass sie Gottlob mit einem anderen Mädchen auf der Schlossstraße habe flanieren sehen. Als er sich zwei Wochen später, neun Wochen nach jenem schönen Erlebnis auf der Waldwiese, wieder einmal bei ihr blicken ließ und sie ihn zur Rede stellte, leugnete er gar nicht und fügte kühl hinzu, so sei er nun mal, er könne nicht nur eine Frau haben. Margarete fiel aus allen Wolken, wusste erst gar nicht, was sie sagen sollte und stotterte schließlich: „Aber Gottlob, du kannst doch ... wir ... wir kriegen ein Kind.“

Gottlob schien gar nicht sonderlich überrascht, zögerte ein wenig, betrachtete eine Weile seine Stiefelspitzen, schaute ihr dann direkt ins Gesicht: „Lass es wegmachen! Ich kann keine Kinder gebrauchen!“ drehte sich um und verließ das Haus. Margarete war verzweifelt. Natürlich hatte sie sich selbst schon die Frage gestellt, ob sie angesichts ihrer materiellen Situation ein Kind haben konnte. Aber sie hatte auf Gottlob gehofft. Er war immerhin Eisenbahner, hatte ein festes Gehalt und sie hatte sich schon vorgestellt, dass sie eine Familie gründen könnten. Aber Gottlobs erste Reaktion war so ganz anders als sie sich erhofft hatte. Hatte sie sich wirklich so in ihm getäuscht? Dass er sich nach seinem plötzlichen Aufbruch tagelang nicht sehen ließ, verunsicherte sie noch mehr.

Aber eine Abtreibung? Wollte sie das? Vielleicht würde Gottlob bald wieder auftauchen, vielleicht mit Blumen im Arm und von Abtreibung wäre nie mehr die Rede. Sie stellte sich vor, dass er sich für seine erste Reaktion entschuldigen, vor ihr niederknien könnte, ihr eine Liebeserklärung machen und sie fragen, ob sie ihn heiraten wollte.

Dann wieder schalt sie sich eine Träumerin. „Man muss den Tatsachen ins Auge sehen“, das war schon immer ihr Motto gewesen, jetzt sah es eben so aus, dass sie auf den Falschen hereingefallen war. Oder doch nicht?

Während ihrer Arbeit – damals noch in der Wäschefabrik – dachte sie daran, dass Gottlob vor der Tür stehen könnte, wenn sie nach Hause käme, und jedes Mal, wenn sie die fünf Treppen zu ihrem Zimmer hochstieg, war die Enttäuschung groß, als er wieder nicht da war.

Was ist, wenn er gar nicht wiederkommt? Je mehr sie nachdachte, desto eher war ihr klar, dass sie ihre Entscheidung für oder gegen das Kind, das in ihrem Bauch heranwuchs, unabhängig von einer eventuellen gemeinsamen Zukunft mit Gottlob treffen musste. In dem Maße, wie ihr dies bewusst wurde, wurde sie sich immer







sicherer, dass sie es nicht „wegmachen“ lassen wollte, dass sie Mutter werden und einem Kind das Leben schenken wollte.

Die Entscheidung war längst gereift, ohne dass sie mit irgendjemandem gesprochen hatte – sie hätte auch nicht gewusst, mit wem überhaupt sie über so persönliche Dinge hätte reden können – als Gottlob sie dann Ende November abends um sieben vor ihrer Haustür erwartete. Er kam nicht allein. Eine Frau von etwa fünfzig Jahren war bei ihm. Margarete wartete vergeblich darauf, dass Gottlob sie begrüßte, sie der unbekanntenen Frau vorstellte, aber nichts dergleichen geschah. Gottlob schob Margarete in Richtung Hausflur und ohne dass ein Wort gewechselt wurde, stiegen sie zu Margaretes Dachwohnung hinauf.

Noch im Stehen und im Mantel hatte Gottlob gesagt: „Das ist Frau Meier. Sie heißt nicht so, aber es ist gut, wenn du nicht ihren richtigen Namen weißt. Frau Meier kann dir das Kind wegmachen. Du brauchst keine Angst zu haben; es wird dir nicht weh tun.“

„Aber Gottlob ..., wir wollten doch..., Wir müssen doch erst mal ...“

„Wir wollten gar nichts“, unterbrach er sie und verfiel in seinen schwäbischen Dialekt, „un welle han i scho glei gar nix, un müsse du i au nix. Wenn'd willschd kansch no a baar Tag warde, aber was sei muss, muss sei!“ Er schob – etwas sanfter in der Stimme – hinterher: „Un, Gretle, koschde duds di au nix, des über-nimm i.“

Gottlob hatte offensichtlich wenn nicht schon eine freudige, so doch eine demütige oder wenigstens eine sich ins Unvermeidliche fügende Reaktion erwartet. Margarete war hinterher selbst über ihr Verhalten verblüfft: Sie schaute Gottlob, obwohl sie zehn Zentimeter kleiner war als er, von oben herab an und sagte mit gepresster Stimme, dabei jedes Wort betonend: „Wenn du des Kend net willschd, dann krigschd du mi au nimmer. I will nix meh mit dir zum dun han. Hau bloß ab, und lass di nie meh blicke.“ War die Ansage Margaretes auch klar und unmissverständlich, so fand sie es hinterher doch erstaunlich, dass Gottlob schnurstracks ihrer letzten Empfehlung Folge leistete. Er nickte der Frau, die ihn begleitet und bis zum Schluss kein Wort gesagt hatte, zu und verließ die Wohnung. In den folgenden Tagen haderte Margarete mit ihrem Schicksal, weinte, zunächst aus Selbstmitleid, dann aus Enttäuschung über „den Scheißkerle“ und schließlich in einer Mischung aus Selbstvorwürfen und Zorn über die Ungerechtigkeit der Welt.

Die Schwangerschaft verlief unkompliziert, am 11. April 1908 wurde ein kleiner Junge geboren, den Margarete evangelisch auf den Namen Ernst Nonnenmacher taufen ließ. In all ihrer Widersprüchlichkeit gab sie ihm den Zweitnamen Gottlob. Der Vater wider Willen trat lediglich noch einmal, etwa vier Wochen nach Ernsts Geburt auf. Er schaute seinen Sohn, der in einer einfachen Wiege lag, gar nicht erst an und teilte Margarete mit, dass er sich „auf dem Amt“ erkundigt habe, es sei so, dass er – immerhin ohne irgendwelche Zweifel anzumelden, was er offensichtlich





bereits für eine Großzügigkeit seinerseits hielt – die Vaterschaft anerkenne, deshalb müsse er Alimente zahlen, er könne ihr monatlich fünf Mark geben, aber sie könne auch dreihundert Mark sofort bekommen und später noch einmal so viel. Dann seien aber alle Ansprüche abgegolten. Er legte die dreihundert Mark auf den Tisch und einen Zettel, auf dem stand in Schönschrift, dass die Alimentationspflichten von Herrn Gottlob Hahl gegenüber Fräulein Margarete Nonnenmacher und ihrem noch ungeborenen Kind mit einer Einmalzahlung von Alimenten durch Herrn Gottlob Hahl abgegolten seien und weitere Ansprüche nicht mehr bestünden.

Margarete war weder in der Lage noch bereit, die Angelegenheit in Ruhe zu überdenken. Gottlobs Auftreten ließ die Verachtung, die sie mittlerweile für ihn empfand, nur noch anwachsen. Einerseits fühlte sie sich angesichts seiner berechnenden Kühle ungerecht behandelt, andererseits wollte sie das aufkommende Gefühl von Ausgeliefertsein und Ohnmacht keinesfalls Oberhand gewinnen lassen, sondern stattdessen Souveränität und Überlegenheit demonstrieren. Sie kämpfte kurz mit sich selbst, unterschrieb dann wortlos den Zettel mit einem Bleistift, setzte ein verächtliches Gesicht auf und warf das Dokument mit der Bemerkung „Da, du Saukerle!“ über den Tisch. Gottlob ergriff das Schriftstück, drehte sich grußlos um und verließ Margarete, und zwar, wie sie inzwischen ahnte, wohl für immer. Alle Kraft, die sie für diese Szene zusammengenommen hatte, verschwand mit Gottlob. Sie brach über dem Tisch zusammen, weinte und schluchzte, bis keine Tränen mehr kamen. Ihre Verzweiflung hielt die nächsten Tage an, sie spielte mit dem Gedanken sich umzubringen, aber jedes Mal, wenn ihr Ernsthil sie anstrahlte, waren alle dunklen Gedanken verflogen. Die Zeit verging und Margaretes Stärke, sich nur auf sich selbst zu verlassen und letztlich ihre Schicksalsschläge trotzig anzunehmen, gewann die Oberhand.

Während der ersten Jahre mit Ernst war Margaretes Lohn durchaus für das Nötigste, Miete, Essen und Kleidung, ausreichend. Auch die dreihundert Mark von Gottlob halfen eine Weile. Große Probleme hatte Margarete allerdings, in der Woche den kleinen Ernst unterzubringen. Kaum eine Nachbarin nahm Ernst für ein paar Stunden, ohne dass sie dafür ein Entgelt haben wollte. Zwar war Ernst ein munteres kleines Kerlchen geworden, das die blauen Augen von der Mutter und die fast blonden Haare vom Vater geerbt zu haben schien. Aber das beeindruckte die Nachbarinnen, die oft selbst mehrere Kinder hatten, wenig. In der ersten Zeit musste der Kleine während Margaretes Abwesenheit an einem Tag bei bis zu drei verschiedenen Nachbarinnen von einer zur anderen weitergereicht werden, bis sie abends, manchmal erst um sieben Uhr, nach Hause kam. Oft war die Mutter, während sie irgendwo die Weißwäsche feiner Leute bügelte, in großer Sorge um ihren unbeaufsichtigten Kleinen zu Hause und oft genug machten ihr auch die Nachbarinnen bittere Vorwürfe, die sie für berechtigt hielt, weil diese den Kleinen stundenlang schreien hörten.





Schon früh war so der kleine Ernst auf sich allein gestellt, zuerst in der Wohnung, dann, als er laufen konnte, auf dem Hof im Spiel mit anderen, wo sich manchmal ein halbwüchsiges Mädchen fand, das mehr oder weniger zuverlässig ein Auge auf die Kleinen hatte.

Margarete litt unter dieser Situation. Die wenigen Freundinnen, mit denen sie in der Zeit, bevor sie Gottlob kennengelernt hatte, ab und zu ausgegangen war, waren entweder inzwischen verheiratet oder der Kontakt war eingeschlafen, weil die Lebensumstände nicht mehr zueinander passten. Vor allem das schlechte Gewissen, das Margarete ihrem Sohn gegenüber hatte, brachte sie dazu, sich doch manchmal vorzustellen, wie es wäre, wenn sie noch einmal einen Mann, einen zuverlässigen vor allem, in ihr Leben ließe, mit dem sie ihre Sorge teilen und eine richtige Familie haben könnte. Sie wusste, wie sie auch mit ihren dreiunddreißig Jahren immer noch auf Männer wirkte. Nach wie vor gab es im Alltag Begegnungen, wo Männer sich deutlich interessiert zeigten. Aber Margarete zögerte, auf eines dieser Angebote einzugehen. Am unangenehmsten waren ihr die Hausherren oder älteren Söhne in den Villen ihrer Arbeitgeber, die sich manchmal unter einem Vorwand im Bügelzimmer aufhielten und glaubten, sich gegenüber einer Büglerin alles erlauben zu können. Das ging vom neckischen Aufziehen der Rückenschlaufe oder vom zarten Über-den-Po-Streicheln bis zu ganz offenen verbalen Aufforderungen, mit ihr ein Schäferstündchen zu verbringen. Das Problem war, dass keineswegs alle „Herren“ ein „Nein“ akzeptieren konnten. Einmal war es vorgekommen, dass sie einer Madame bedeutete, dass ihr Mann, der Herr Staatssekretär, leider die Finger nicht bei sich lassen konnte. Die Dame war schockiert, versprach mit ihrem Manne zu reden und am nächsten Arbeitstag bekam Margarete die fristlose Kündigung über die Hauswirtschafterin im Auftrag von Madame ausgesprochen mit der Begründung, sie habe dem Herrn Staatssekretär „wie eine Dirne unsittliche Vorschläge gemacht“ und sie solle froh sein, wenn man nicht die Polizei informiere. So lebte Margarete im Zwiespalt: Einerseits hatte sie genug von Männern, andererseits sehnte sie sich nach ehrlicher Zuwendung, zärtlichen Momenten, einer vertrauensvollen Beziehung, die, sofern der Betreffende auch Ernst akzeptieren würde, in eine dauerhafte Partnerschaft münden könnte.

In dieser Situation trat Max Brunschmid in ihr Leben. Es war in der Dämmerung eines kalten Januarabends 1913. Sie war nach der Arbeit auf der Freitreppe des Herrenhauses, das sie gerade verließ, auf den eisglatten Stufen ausgerutscht, als Max, der „in Geschäften“, wie er später erklärte, beim Hausherrn gewesen war, ihr aufhalf und – ganz Galan – sie in einem Büssing-LKW nach Hause fuhr. Margarete, die außer in ihrer Jugend auf einem Traktor noch nie in einem Auto gefahren war, fragte ihn, wieso er denn ein solches Fahrzeug besitze, und er erklärte ihr, dass er Unternehmer im Einzelhandel sei und von daher ein solches Auto eben notwendig sei. Vor Margaretens Haus angekommen, entschuldigte er sich vielmals,





dass er ihr nicht mehr die Treppen hinauf helfen könne, weil er es jetzt eilig habe, denn zu Hause erwarte ihn eine Festgesellschaft, ein gleichaltriger Freund feiere heute seinen achtunddreißigsten Geburtstag. Margarete humpelte nach oben; an den flotten Unternehmer mit seinem Büssing dachte sie nur noch kurz und beschloss, der Versuchung zu widerstehen, sich auf ihrer Bügelstelle nach ihm zu erkundigen. Denn die Hauswirtschafterin Pfeleiderer, eine Urschwäbin, hätte die Tatsache, dass sie nach ihm fragte, schon als erhöhtes Interesse ausgelegt und zum Anlass genommen, entsprechende Gerüchte im Haus zu verbreiten, und es schien ihr schließlich ganz selbstverständlich, dass zwischen ihr, einem proletarischen ledigen Mädchen mit Kind, und einem selbstständigen Unternehmer, der in Herrenhäusern verkehrte, ein Klassenunterschied bestehe, der jeden Gedanken auch nur an eine einfache Freundschaft gar nicht erst aufkommen lassen konnte.

Eine Woche später klopfte es abends an Margaretes Tür und eben jener Max stand da. Er lächelte, fragte nach ihrem Befinden und schlug ihr vor, man könne doch einmal am Sonntagnachmittag zum Tanztee gehen. Max strahlte sie weiter an und Margarete konnte gar nicht anders als ihn hereinbitten. Sie erklärte, dass ihr Fuß wohl lediglich verstaucht gewesen sei und dass sie schon am nächsten Tag wieder hätte normal laufen können. Max schien gar nicht genau hinzuhören, er hatte, immer noch ein freundliches Lächeln im Gesicht, den fast fünfjährigen Buben entdeckt, der offensichtlich in Erwartung des Abendbrotes am Tisch saß und den fremden Mann neugierig betrachtete. Dieser ging ganz unbefangen auf Ernst zu, bückte sich, sodass er mit dem Kleinen auf Augenhöhe war und sagte: „Du bischt aber an schöne Bub! Koi Wonder bei der Mudder! I hoiß Max, un wie heischt du?“ „I hoiß Ernscht, un des isch mei Mudder“, stellte der Junge unmissverständlich fest und hatte damit, noch bevor Margarete irgendetwas erklären konnte, klargestellt, wie die Verhältnisse bei der jungen Frau lagen, für die sich Max offensichtlich interessierte, und dass die eine nicht ohne den anderen zu bekommen war. Max schien sich blendend über den Kleinen zu amüsieren, lachte hell auf und meinte dann, halb zu Margarete gewandt: „Na, dann wäre das ja mal geklärt!“

Es schien wirklich so, als ob für Max alles geklärt sei. Er wollte gar nicht viel von Margarete wissen, erzählte vielmehr von seinem „Transportgeschäft“, dass er viel zu tun habe und deshalb auch bis heute noch keine Frau fürs Leben gefunden habe. Auch heute Abend habe er noch einen Termin, aber er habe sich unbedingt noch bei ihr erkundigen wollen, wie es ihr ginge, und im Übrigen wäre doch gar nichts dabei, wenn sie am Sonntag mal zum Tanztee gingen, sie seien ja schließlich erwachsene Leute ... und während er munter plauderte, schmolz zusehends das Eis des Widerstandes, das Margarete instinktiv gegen Max, gegen alle Männer, entwickelt hatte. Sie überlegte schnell, dass sie Ernst am Sonntagnachmittag für zwei Stunden zu einer Nachbarin, die einen Buben in seinem Alter hatte, bringen könnte und dass sie sich schließlich auch schon lange nichts mehr gegönnt hatte. Sie willigte ein, dass man sich am Sonntag um drei Uhr am Schlossplatz treffen werde.





Es blieb nicht bei dieser einen Verabredung. Nach einigen Spaziergängen, bei denen Max sich als Kavalier und Freund zeigte und sie auch nicht ansatzweise bedrängte, vielmehr brav an der Haustür sich jeweils mit einem Küsschen auf die Wange verabschiedete, lud sie ihn ein, doch noch „auf einen Tee“ mit in die Wohnung zu kommen. Sie gestand sich ein, dass sie mittlerweile verliebt war, und als der Bub schlief und Max sich wieder brav verabschieden wollte, sagte sie nur: „Bleib no a bissle!“ und aus dem „Bissle“ wurde eine ganze Nacht.

Es folgten einige schöne Wochen; Max' Geschäfte mussten gut laufen, denn er war häufig bei ihr, immer öfter verbrachte er mehrere Nächte hintereinander bei Margarete. Als sie nach ein paar Wochen fragte, wieso er sich denn so viel Zeit nehmen könne und ob denn sein Geschäft auch ohne ihn laufe, reagierte er erstmals unwirsch und meinte, sie solle sich da doch bitte raushalten. Margarete nahm die Zurechtweisung hin, denn noch mehr Sorge bereitete ihr, dass ihr Ernst zunehmend negativ auf Max' Anwesenheit reagierte. Es war nicht zu übersehen: Ernsth war eifersüchtig. Er lehnte Max' kleine Geschenke ab; er sagte zum Beispiel, als Max einmal im einzigen Sessel saß, in einer Zeitung las und mit Margarete über die Meldungen einer drohenden Kriegsgefahr zwischen Deutschland und Frankreich reden wollte: „Der Max soll wieder gehen!“ Max schaute zuerst verblüfft auf den Buben, der Max keck visierte, und meinte dann zu Margarete: „Das wird der Bub schon noch lernen.“

Margarete stand mit offenem Munde da und wusste nicht, was sie davon halten sollte. Woher kam die offensichtliche Ablehnung, die sie schon vor diesem Ausspruch bei Ernst gespürt hatte? Sollte er nicht genau wie sie froh sein, dass jetzt ein Mann, noch dazu ein netter, wie sie meinte, ab und zu bei ihnen war? Hätte sie Ernst zurechtweisen sollen? Ihm sagen, was sie insgeheim hoffte, dass Max ein neuer Vater für Ernst werden könnte? Dazu schlich sich ein weiterer, die Angelegenheit noch verwirrenderer Gedanke ein: Dass ihr Kleiner die Mutter offensichtlich für sich allein haben wollte, war doch wohl auch Ausdruck einer tiefen Mutter-Sohn-Bindung und das hatte sie bisher als ein durchaus angenehmes Gefühl empfunden. Aber was sollte sie eigentlich von Max' Reaktion halten? „Das wird der Bub schon noch lernen“ – war das eine gelassene und zuversichtliche Bemerkung, hinter der die Erwartung steckte, dass sich alles noch zum Guten wenden würde? Oder war es eine versteckte Drohung, die man etwa so zu verstehen habe: „Dem frechen Kerl werd' ich die Flötentöne schon noch beibringen.“?

Margarete dachte darüber am nächsten Tag während des Bügelns nach, erinnerte sich an die Geschichte mit Gottlob. Eine Wiederholungsgefahr sah sie nicht. Denn schließlich hatten sie in jener Nacht, als Max noch „e bissle“ geblieben war, auch über eine potentielle Schwangerschaft gesprochen. Max hatte versichert, dass er „aufpassen“ werde und dass er – falls wirklich „etwas passieren“ werde – um ihre Hand anhalten werde. Er sei schließlich alt genug und was das Schicksal vorge-





sehen habe, das geschehe eben. Er sei ein Mann, der sich seiner Verantwortung bewusst sei, da könne sie ganz beruhigt sein.

Margarete hatte sich gefragt, ob es dieses Mal gut gehen könne mit einem Mann in ihrem Leben.

Aber das Verhängnis kam dann von einer ganz anderen Seite. Zunächst war Margarete aufgefallen, dass Max immer häufiger bei ihr auftauchte, auch immer öfter morgens, wenn sie zu einer Bügelstelle ging, noch blieb und nicht aus dem Hause ging. Anfangs gab er als Erklärung an, er habe keine Termine und „die Geschäfte“ gingen schlecht. Schließlich erklärte er eines Tages, er müsse einem Geschäftspartner heute noch 20 Mark geben, sonst werde dieser ihn verklagen. Auf die Frage, wie es denn so weit habe kommen können, erzählte Max eine Geschichte von einem Zentner Alteisen, den er bei einer Gießerei abliefern sollte, die ihm auch schon einen Vorschuss von eben jenen 20 Mark gegeben habe. Dann aber habe seine „Quelle“, ein Bauer aus Heumaden, eine per Handschlag getroffene Abmachung gebrochen und den Zentner Alteisen einem anderen Händler verkauft. Die Gießerei wolle jetzt sofort die 20 Mark oder Max werde wegen Betruges angezeigt.

Zufällig war die Summe von 20 Mark identisch mit der Summe, die Margarete in einer Zuckerdose in ihrem Küchenschrank als Notgroschen gespart hatte. Margarete gab ihm nach einigem Hin und Her die 20 Mark, und obwohl sie kein gutes Gefühl dabei hatte, erklärte sie: „In der Not muss mer zammehalte. Du dehtschst's do au genau so mache, oder?“ Nachdem Max sie in den Arm genommen und ihr gesagt hatte, was sie hören wollte, war die Angelegenheit für's erste erledigt.

Aber Margarete war nicht mehr so blauäugig, dass sie sich nicht Fragen gestellt hätte, als sie wieder allein war. Ausgerechnet 20 Mark brauchte er, um nicht vor Gericht gestellt werden? Natürlich wäre es eine Kleinigkeit gewesen, in ihrer Abwesenheit herauszufinden, dass sie 20 Mark in der Zuckerdose hatte. Er war ja oft genug allein in ihrer Wohnung gewesen. Und Alteisen? War er ein ehrbarer Geschäftsmann oder ein Händler, der sich auf zwielichtige Geschäfte einließ?

Margarete beschloss, dem auf den Grund zu gehen. Beim nächsten Bügeltermin bei der Herrschaft, auf deren Freitreppe sie Max bei Glatteis fast in die Arme gerutscht war, fragte sie Frau Pfeleiderer unauffällig nach dem Büssing-Lkw, der einmal vor der Tür gestanden habe. Sie hätte da etwas zu transportieren. Vielleicht könne der betreffende Besitzer des Kastenwagens, den sie neulich zufällig in der Auffahrt gesehen habe, das gegen ein kleines Entgelt übernehmen. Ob sie ihn kenne.

„Ja freilich, kenn i den“, sagte Frau Pfeleiderer, „des isch en Lompesammler. Der hot damals bloß gfroggt, ob mir alte Lompe hen. I han em nix gäbe. Außerdem han i ghört, dass er des Auto au bloß ohne Leihgebühr gliehe hot. Des isch so en Schlawiner, von dere Sort muss mer sich fernhalde. Die lege di bloß nei.“





Margarete war entsetzt, ließ sich aber nichts anmerken. Es arbeitete in ihrem Kopf. Sollte sich die Geschichte doch wiederholen? War Max ein Lügner und Betrüger? War sie wieder in die Falle getappt? Immer wieder hörte sie die Stimme von Frau Pfeleiderer: „Die lege di bloß nei ... die lege die bloß nei ... die lege di bloß nei ...“ Es half nichts – sie musste Max zur Rede stellen. Das tat sie noch am selben Abend. Max war schon in der Wohnung, als sie heimkam – er hatte inzwischen einen Schlüssel – und wiederholte ganz einfach, was Frau Pfeleiderer über ihn gesagt hatte. Max stritt gar nichts ab. Ja, der Büssing war nicht seiner, sondern den hatte er von einem Altwarenhändler geliehen. Ja, er war „bloß a Lompesammler“, der mehrere Jahre mit einem Handwagen durch die Dörfer und Straßen gezogen war und altes Eisen, Lumpen und Papier gesammelt, quasi erbettelt oder für nur wenige Pfennige erworben hatte, um es an Großhändler zu verkaufen. Ja, er hatte vor ihr ein bisschen angegeben, weil er sich sonst gar keine Chancen bei ihr ausgerechnet habe. Ja, das Geschäft funktioniere nicht mehr, weil die Menschen immer weniger bereit seien etwas wegzuwerfen, weil es inzwischen im Zusammenhang mit den Kriegsvorbereitungen offizielle Stellen gebe, die Altmaterial aufkauften. Und ja, er liebe sie und könne sich eine Zukunft mit ihr vorstellen, trotz des Kindes, wobei er hoffe, dass der Ernschl ihn vielleicht auch noch lieb gewinnen könne. Er bitte sie aufrichtig um Verzeihung.

Margarete, schon weich geworden, hatte nach den 20 Mark gefragt; das sei doch wohl kein Zufall, dass er ausgerechnet genau so viel Geld gebraucht habe, wie sie in ihrer Zuckerdose versteckt hatte. Max beteuerte, dass er von den 20 Mark nichts gewusst hätte, er habe wirklich diese Summe einem geschuldet, der, wenn er nicht gezahlt hätte, ihn bestimmt angezeigt hätte, und sie könne doch sehen, dass er ihr jetzt alles gestanden habe und sie ehrlich liebe. Er tat noch eine halbe Stunde lang das, was er am besten konnte, nämlich überzeugend und verführerisch reden.

Margarete blieb skeptisch, aber Max war in den nächsten Tagen sehr aufmerksam, versuchte auch durchaus die Zuneigung Ernsts zu gewinnen. Er ging mit ihm am Neckar spazieren, baute Schneemänner und brachte manchmal Zuckerstangen. Der kleine Ernst wurde ein wenig zugänglicher und über den Jungen gewann Max das Herz der Mutter zurück.

Anfang Mai 1913 kam Max aus Göppingen, wo er angeblich immer noch als Untermieter ein Zimmer hatte, und berichtete, dass seine „halsabschneiderische Zimmerwirtin“ ihm die Wohnung gekündigt habe. Margarete überlegte nur kurz und bot ihm an, vorübergehend bei ihr zu wohnen. Aufkommende Zweifel an dieser Entscheidung zerstreute sie in dem Maße, wie sie merkte, dass das Alltagsleben mit Max' Anwesenheit leichter wurde. Sie konnte den Jungen ohne schlechtes Gewissen zu Hause lassen, denn Max war ja da. Dieser trug auch einige nützliche Dinge zum Haushalt bei, wie manchmal zum Beispiel Holz oder Kohlebriketts für den Ofen oder ein paar Äpfel, die er „besorgt“ hatte. Er ging auch auf Wohnungs-







suche, aber Margarete ertappte sich bei dem Gedanken, dass sie sich ein Zusammenleben mit Max durchaus vorstellen konnte. Eigentlich gab es nur zwei Dinge, die Margarete an Max missfielen: Er brachte gelegentlich eine Flasche Schnaps mit und trank dann zu viel. Das zweite war, dass er immer noch ein Geheimnis daraus machte und immer ausweichend reagierte, wenn sie nach seinem bisherigen Leben fragte oder wenn sie wissen wollte, woher er denn die Dinge habe, die er „besorgt“ hatte. Aber sie sagte sich, perfekt sei eben niemand und mit der Zeit könnte sie ja durch ihr eigenes Verhalten dazu beitragen, dass er ihr gegenüber vertrauensvoller würde, das Trinken reduzieren oder ganz einstellen würde.

Es vergingen Tage und Wochen, schließlich Monate, ohne dass Max Arbeit gefunden hatte. Max meinte, da er ja nun da sei, könne Margarete doch noch zwei oder drei Bügelstellen mehr annehmen. Er werde zu Hause sein, wenn der Junge aus der Schule komme und ihm etwas zu essen machen und überhaupt auf ihn aufpassen. Margarete glaubte immer noch an eine Übergangslösung und erklärte sich einverstanden. Da sie eine gute Weißbüglerin war, gelang es ihr auch durch Empfehlung einer ihr wohl gesonnenen Wirtschafterin, zwei weitere Bügelstellen anzunehmen.

Dass etwas schief lief, merkte sie zuerst an Ernsts Verhalten. Ein erstes Anzeichen war, dass der Junge sie öfter vor dem Haus auf den Treppenstufen abends erwartete. Früher war er, wenn er müde vom Spielen auf der Straße oder im Hinterhof war, selbstverständlich in die Wohnung gegangen und hatte sich dort beschäftigt. Tat er das jetzt nicht, weil er Max aus dem Wege gehen wollte?

Dann war sie eines Abends im August 1913 von der Arbeit gekommen und hatte einen blauen Fleck am Oberarm des Jungen bemerkt. Sie wollte mit ihm schimpfen, dass er wieder mal gerauft habe. Zwar hielt sie das Raufen zwischen Jungen für eher normal, aber sie hatte schon mehrfach erlebt, dass Mütter anderer Jungen sich bei ihr beschwerten, weil Ernst zu fest zugeschlagen hatte. Heimlich war sie durchaus stolz auf ihren durchsetzungsfähigen Jungen, aber den Ärger mit den Eltern der von ihm „Besiegten“ wollte sie nicht haben. Sie holte schon tief Luft, als Ernst erklärte: „Noi, Mudder, i han net grauft. Des war der Max, wo mi gschloge hot.“ „Ja, warum denn des?“

„Weil, i han en streichele solle, un des han i net welle. Hett i des mache solle?“

„Du hettscht de Max streichele solle? Ja wo denn? Im Gsicht? Am Backe oder wo?“

„Noi, am Bauch un underum! I han des net welle. Muss i des?“

Margarete war entsetzt. Sie nahm ihren Kleinen in den Arm und sagte: „Noi, mei Bub, so ebbes muschd net mache. Un i red mit'm Max, dass er des net noamol macht.“

Oben angekommen gelang es Margarete, den Vorfall nicht sofort anzusprechen, obwohl ihr danach war. Sie wartete, bis der Junge eingeschlafen war, und gab dann das Gespräch wieder, das sie mit ihm gehabt hatte.







Max leugnete alles. Nein, er habe Bauchgrimmen gehabt und der Ernst habe ihn gefragt, was das denn für Geräusche im Bauch seien, und er habe ihn lediglich fühlen lassen wollen, wie es in seinem Bauch rumorte. Das habe er wohl falsch verstanden. Der blaue Fleck, ja, der könne davon stammen, dass er den Jungen – gestern schon – habe strafen müssen, weil er frech zu ihm gewesen sei. Er hätte doch glatt behauptet, er würde bloß nicht zur Arbeit gehen, weil er immer betrunken sei. Er zitierte, was der unverschämte Junge gesagt haben sollte: „Du gohst bloß net naus, weil’d no bsoffe bischt.“

Die Geschichte artete in einen großen Streit aus. Am Ende konnte Margarete Max’ Darstellung der Geschichte nicht widerlegen. Aber sie war sich sicher, dass er log.

Die kommenden Wochen wurden immer schwieriger. Max gab sich gar nicht mehr den Anschein, Arbeit zu suchen. Er ging lediglich aus, um das eine oder andere „zu besorgen“, und Margarete war inzwischen sicher, dass das im Klartext stehlen oder Gestohlenes tauschen hieß. Sie fragte sich, ob es die nächtlichen Zärtlichkeiten, die sie nach wie vor von ihm erhielt, wert waren, dass sie ihn mehr oder weniger offensichtlich aushielt, dass sie seine Faulheit, seinen Alkoholkonsum, den er – immerhin – irgendwie selbst finanzierte, und sein zunehmend abweisendes Verhalten gegen Ernst ertrug.

Dazu kam, dass sie Veränderungen in ihrem Körper spürte. Gegen Weihnachten meinte eine Nachbarin, einem Aberglauben folgend, sie sehe so „rund und rosig“ aus; man wisse ja, wenn die Frau in der Schwangerschaft eher blass sei, dann gebe es ein Mädchen, aber bei ihrem rosigen Teint bekäme sie bestimmt wieder einen Buben. Margarete dementierte nicht, denn ohne dass sie es irgendjemandem gesagt hatte, wusste sie, was die Nachbarin nur scherzhaft vermutete: Sie war wieder schwanger.

Am Abend lag Max, der normalerweise nie las, auf dem Sofa; er hatte eine Zeitung mitgebracht und wollte ihr von der Affäre berichten, die ein Leutnant Forstner im elsässischen Zabern heraufbeschworen hatte, weil er einen Schustergesellen, von dem er sich beleidigt gefühlt hatte, mit dem Säbel niedergestochen hatte. Der Skandal war dann, dass der Leutnant nicht nur nicht bestraft wurde, sondern hartes Durchgreifen gegen unbotmäßige Elsässer von den Behörden noch ermutigt wurde. Die SPD hatte im Reichstag den Rücktritt von Reichskanzler Bethmann Hollweg gefordert, weil dieser die Haltung der Militärs verteidigt hatte. Max sah sich schon in einem kommenden Krieg gegen Frankreich als siegreicher Soldat und begann, Margarete davon vorzuschwärmen. Margarete unterbrach ihn und sagte nur: „Max, wir kriegen ein Kind.“

In schlechter Erinnerung an die gleiche Situation, als sie damals Gottlob ihre Schwangerschaft mit Ernst mitgeteilt hatte, rechnete sie damit, dass ihm die Aussicht, Vater zu werden, gar nicht passte, dass er ihr Vorwürfe machen würde, dass





er die Abtreibung verlangen würde. Aber nichts dergleichen kam von Max. Er legte die Zeitung beiseite, wurde ernst, lächelte verlegen und sagte: „Na dann werden wir wohl eine richtige Familie.“ Das war alles.

Margarete wusste nicht, ob sie sich über diese eigentlich doch positive Reaktion freuen sollte. Max sagte „ja“ zu ihrem gemeinsamen Kind, zu ihr selbst, zu einer gemeinsamen Zukunft. Das war es doch, was sie sich von Gottlob damals so sehr gewünscht hatte. Aber gefreut hatte sich Max nicht. Er hatte die Nachricht eher gleichgültig hingenommen.

Sie ließ es sich nicht anmerken, aber ihr Misstrauen gegen Max bestand weiter und wuchs von Tag zu Tag. „... von dere Sort muss mer sich fernhalde. Die lege di bloß nei.“ hörte sie die brave Frau Pfeleiderer immer wieder sagen. Hatte sie recht? Sie versuchte, Max auf die Probe zu stellen. Sie legte, als sie einmal gut verdient hatte, drei Mark in die Zuckerdose. Aber so oft sie auch schaute, die drei Mark waren noch drin.

Die nächsten Monate vergingen im Einerlei des Alltags. An Max' Verhalten änderte sich nichts. Er redete immer wieder davon, dass er sich freiwillig melden wolle, wenn der Krieg losginge, den alle erwarteten. Margarete riet ihm nicht davon ab, sah sie doch heimlich darin eine Lösung. Zum einen hätte sie nach außen hin sagen können, ihr Mann sei im Krieg, und sie wäre dann keine zweifache ledige Mutter mehr, zum anderen misstraute sie ihm nach wie vor. Sie sorgte fast allein für ihr aller Auskommen und Max wurde immer grober, wenn sie auch nur andeutete, er müsse auch etwas zu den gemeinsamen Lebenskosten beitragen. Beide nahmen die unbefriedigende Situation hin, vom Heiraten redeten sie nicht mehr.

Margarete gestand sich allmählich ein, dass Frau Pfeleiderer mit ihrer Einschätzung von Max' Charakter recht gehabt hatte. In dem Maße, wie ihr dies klar wurde, verschwand auch die Liebe, von der sie noch eine ganze Weile gehofft hatte, dass sie – vielleicht mit einem gemeinsamen Kind – neu erblühen könnte. Sie wünschte sich nur noch, dass Max bald verschwinden sollte.

Kurz nach Ostern 1914 war Ernst in die Johannisschule gekommen, eine Volksschule mit über 60 Kindern in der ersten Klasse. Der erste Schultag war der 20. April; Margarete erwartete stündlich niederzukommen. Sie war deshalb auf keinen Fall im Stande, Ernst auf seinem ersten Schulweg zu begleiten. Max hatte „koi Luscht“, mit ihm zu gehen, schließlich sei er ja nicht der Vater. Eine Nachbarin, deren gleichaltriger Junge ebenfalls eingeschult wurde, nahm die beiden Buben schließlich mit.

Einen Tag später, am 21. April 1914, schenkte Margarete dann ihrem zweiten Sohn das Leben. Sie ließ ihn in einem Gottesdienst ihrer Gemeinde im Beisein von Max und Ernst auf den Namen Gustav Nonnenmacher evangelisch taufen.





Die Geburt war komplikationslos verlaufen und der kleine Gustav – obwohl ein wenig schwächling – verhielt sich wie jeder Säugling: Er weinte ab und zu, vor allem dann, wenn die Mutter nicht da war. Auf Max konnte Margarete sich nicht mehr verlassen. War er schon Ernst gegenüber indifferent – mal schien er ihn ganz liebevoll zu betrachten, dann wieder verweigerte er völlig jede Fürsorge – so zeigte er sich seinem Sohn gegenüber völlig gleichgültig. Wenn die Rede davon war, dass er, während Margarete auf Arbeit war, auf den Kleinen aufpassen sollte, dann tat er dies entweder mürrisch oder unzuverlässig. Wenn Margarete nach Hause kam, war oft genug das inzwischen kalt gewordene Fläschchen nicht getrunken und meist stank es ganz fürchterlich, weil Max sich weigerte, sich um die Windeln zu kümmern.

Immer wieder wog Margarete innerlich ab: War es besser, einen unzuverlässigen Mann zu haben, dem sie misstraute und den sie inzwischen nicht mehr lieben konnte, aber eben überhaupt einen Mann, oder war es besser, sich allein als ledige Mutter durchs Leben zu schlagen? Je länger Margarete sich diese Frage stellte, desto klarer wurde ihr, dass – schon deshalb, weil sie sich dies immer wieder fragte – die Entscheidung eigentlich bereits gefallen war. Von da an überlegte sie nur noch, wie sie es Max so beibringen konnte, dass er ihre Entscheidung akzeptieren und nicht allzu aggressiv reagieren würde. Doch sie brauchte diese Frage nicht mehr zu beantworten, denn eines Tages geschah etwas Unvorhergesehenes.

Mitte Juni klopfte es abends an der Tür; zwei Männer, die sich als Kriminalbeamte vorstellten, fragten, ob hier ein gewisser Max Brunschmid wohne. Max war gerade unterwegs, um wieder einmal etwas zu „besorgen“. Als Margarete erklärte, dass Max vorübergehend bei ihr wohne und der Vater ihres zweiten Buben sei, wollten die Beamten wissen, ob sie denn „keine Schwierigkeiten“ mit Max habe. Max sei vorbestraft wegen Diebstahls, Hehlerei und Heiratsschwindel und jetzt sei er verdächtig wegen sexuellen Missbrauchs Minderjähriger. Er habe kleine Jungen auf dem Spielplatz belästigt. Ob er ihr denn die Ehe versprochen habe und ob der Herr Brunschmid zu den Kosten des Zusammenlebens beitrage.

Margarete hatte mit allem Möglichen gerechnet, aber als nun klar ausgesprochen wurde, was sie sich so drastisch nicht einmal in ihren schlimmsten Verdächtigungen hatte vorstellen können und letztlich nicht wahr haben wollte, war sie doch entsetzt und erst einmal sprachlos. Sie stand noch mit offenem Munde da, als Max zur Tür hereinkam. Er sah die beiden Männer, wollte sich sofort umdrehen, einer der Beamten aber war schneller, packte Max, erklärte ihm, er sei festgenommen und alle drei verließen ohne weitere Erklärung Margaretes Wohnung.

Von Max hörte sie nichts mehr, auch die Polizei meldete sich nicht bei ihr. Margarete war wieder allein. In gewisser Weise war sie froh, dass die Beziehung zu Max so ganz ohne ihr Zutun beendet war. Sie unternahm auch keinerlei Anstrengungen





zu erfahren, was mit ihm weiter geschah, oder ihn im Gefängnis zu besuchen. Als sie ein paar Monate später erfuhr, dass er zu einer zweijährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden sei, schloss sie dieses Kapitel ihres Lebens ab.

So leicht es ihr gefallen war, sich von Max auch emotional zu verabschieden, so schwer fiel es ihr, mit der neuen Situation als ledige Mutter von zwei Buben zurechtzukommen. Ernst war für sein Alter recht selbstständig. Natürlich war es für den „Großen“ – er war ja gerade einmal sechs Jahre alt – nicht gut, dass sie oft erst spät abends nach Hause kam und er für sich allein verantwortlich war.

Vom zweiten Schultag an ging Ernst den etwa zwei Kilometer weiten Fußweg allein. Er war kein schüchterner Junge; er fand sich schnell zurecht, auch mit den herrschenden Sozialstrukturen, die ihm in der Institution Schule begegneten. Es dauerte nicht lange, bis Ernst unterscheiden konnte zwischen den Klassenkameraden, die aus intakten Familien kamen und die ihn „Bankert“ nannten (Ernst hatte erst die Mutter fragen müssen, was das bedeute), und denjenigen, die mit ähnlichen sozialen Makeln behaftet waren wie er, sei es dass sie Kleidung trugen, die von Armut zeugte, sei es dass sie von den Lehrern wegen Unaufmerksamkeit, nach deren Gründen niemals gefragt wurde, ständig „in die Ecke“ geschickt wurden, oder weil sie, wie er, „koin Vadder“ hatten, also Bankert waren. Die mit der guten Kleidung musste er grundsätzlich „verkloppen“, wenn sie einen Anlass dazu gaben, und meist waren sie nicht wirklich in der Lage, körperliche Auseinandersetzungen mit Ernst siegreich zu bestehen, die anderen waren Leidensgenossen und potentielle Bündnispartner, aber auch mit ihnen mussten Rangkämpfe ausgetragen werden. Er lernte schnell, dass man im Konkurrenzkampf überlebte, wenn man sich auf seine körperlichen Stärken verließ und wenn man zu einer „Bande“ gehörte, am besten als einer der Wortführer.

Wie in den meisten Familien, so gab es auch bei Margarete keine öffentlichen Nachrichten, weder Radio, noch Zeitung – beides war unerschwinglich. Dennoch bekam man auf der Straße, im Stadtzentrum von den Schlagzeilen rufenden Zeitungsjungen und bei den Gesprächen auf dem Flur oder im Lebensmittelladen mit, dass am 28. Juni 1914 in Sarajewo der österreichische Thronfolger erschossen worden war und dass Deutschland, weil im Bündnis mit Österreich-Ungarn, sich da auch beleidigt fühlen musste. Dann gab es im Juni ausgehend vom Schlossplatz eine große Militärparade, an der auch der kleine Ernst und seine Mutter – wie alle, die am Straßenrand standen – in heftigen nationalen Gefühlsaufwallungen mitjubelten, wobei Ernst sich nicht halten ließ und eine ganze Strecke zu der imposanten Tschingdarassabum-Musik mitmarschierte.

Margarete verstand sich nicht als politischer Mensch. Wohl war sie der Meinung, dass keine Gerechtigkeit herrsche im Land, dass der Reichtum, den sie täglich





in den Bürgerhäusern sah, entweder durch Erbschaft oder durch Ausbeutung, oft genug durch beides zusammen, erworben worden war und nicht durch fleißige Arbeit verdient. Dass sie als Frau kein Wahlrecht hatte, empfand sie zwar auch als Unrecht, was sie aber viel mehr empörte, war, dass wo immer sie hinblickte, auch in den proletarischsten und klassenkämpferischsten Familien immer der Mann das Sagen hatte, dass Männer sich alles erlauben konnten, während Frauen die Dummen und dumm Gehaltene blieben. Darüber ärgerte sie sich, aber auch hier galt ihr Motto, dass man die Tatsachen eben hinnehmen müsse, wie sie sind. Von den zunehmenden Diskussionen darüber, ob man es den Feinden Deutschlands – wahlweise den Serben oder den Franzosen – wieder einmal zeigen müsse, hielt sie nichts. Sie teilte diese so gar nicht kriegsbegeisterte Meinung mit vielen ihrer Nachbarinnen, wie sie den Gesprächen beim Milchmann oder beim Lebensmittelhändler entnahm. Sie beteiligte sich zwar selten daran, aber dass die Sorge um die Söhne und Männer für den Fall, dass es zum Krieg kommen sollte, überwog, entsprach auch ihrem Denken und Fühlen.

Im Gegensatz zum Reden der proletarischen Frauen über den Krieg hörte Margarete in den Villen uneingeschränkte Kriegsbegeisterung und nationales Pathos. Die Gymnasiasten-Söhne, die kurz vor dem Abitur standen, redeten nicht mehr vom Studium, sondern nur noch von der Offizierslaufbahn, die ihnen nach dem Notabitur bevorstand. Diejenigen, die schon studierten, wollten ihr Studium unterbrechen, sich unverzüglich freiwillig melden und „ihre Pflicht fürs Vaterland“ tun. Selbstverständlich stellten sich alle vor, dass sie wie 70/71 „bis Weihnachten“ siegreich heimkehren und dann ihre akademische Karriere fortsetzen würden. Die Herren des Hauses, viele davon Reserveoffiziere, rechneten mit ihrer Reaktivierung und ließen schon ihre Leutnants-, Hauptmanns- und Majorsuniformen aus dem Schrank holen und den Schneider kommen, um zu prüfen, ob sie ihnen angesichts der etwas fülliger gewordenen Taille noch passten. Die dazugehörigen Gattinnen plauderten beim Tee über die bevorstehenden Siege und überboten sich mit Vermutungen darüber, welche Heldentaten ihre Männer beim Kommandieren der Truppen vollbringen würden.

Als dann in der ersten Augustwoche Deutschland erst Russland, dann Luxemburg, dann Frankreich und Belgien den Krieg erklärte und schließlich auch noch Großbritannien dem Deutschen Reich, verstand Margarete nicht, wieso man darüber jubeln konnte.

Auch im eigenen Leben fand Margarete keinen Grund zum Jubeln. Sie wusste schlicht nicht, wie sie die alltägliche rein körperliche Versorgung Gustavs bewältigen sollte. Das ging so weit, dass einige Nachbarinnen, nicht unbedingt aus Sorge um den kleinen „Guschtl“, eher aus Empörung über Margarete, sie ansprachen, dass das ewige Weinen des kleinen Gustav, vor allem wenn Ernst in der Schule oder nachmittags nicht zu Hause war, nicht mehr auszuhalten sei und dass sie sich, wenn das nicht besser werde, an die Fürsorge wenden würden.





Das nächste Jahr wurde furchtbar. Als Ende 1914 in Frankreich der Stellungskrieg begann, zeichnete sich ab, dass der Krieg sich hinziehen würde und mit ihm die ökonomischen Schwierigkeiten in der Heimat. Schon im Januar in Berlin, ab Juni 1915 im ganzen deutschen Reich wurde die Brotkarte eingeführt. Auch Fleisch, Butter und Eier wurden rationiert. Die landwirtschaftliche Produktion, die nicht auf eine Kriegswirtschaft vorbereitet war, ging zurück. Die Preise für die Grundnahrungsmittel Kartoffeln und Brot stiegen, die Löhne keineswegs im gleichen Maße. Ende August kam die Nachricht, dass Deutschland in einer großen Schlacht bei Allenstein das russische Heer geschlagen habe. Man sprach von Ludendorff und Hindenburg, den „Helden von Tannenberg“, wie der Ort der „Schlacht“ jetzt genannt werden sollte, um damit die Niederlage des Deutschen Ordens von 1410 gefühlsmäßig zu revidieren.

Margarete blieb auch hier skeptisch, denn was die Schlagzeilen, die die Zeitungen ausriefen, nicht sagten, konnte jedermann in den Straßen erkennen. Immer öfter sah man Verstümmelte im Straßensbild, Einarmige, Einbeinige, schlimm Gesichtsverletzte und vom Chlorgas blind Gewordene. Wieso, fragte sich Margarete, sprach niemand von den vielen deutschen und österreichischen toten Soldaten, die es im Frühjahr 1915 in den Karpaten gegeben hatte, was man nur von den Witwen erfuhr, die von der desaströsen Karpatenschlacht berichteten?

Für Margarete blieb die Hauptsorge, wie sie sich und ihre beiden Kinder über die Runden bringen konnte. Sie versuchte, möglichst dann „auf Stellung“ zu gehen, wenn Ernst in der Schule war; aber dann musste sie den kleinen Gustl oft allein lassen. Hinzu kam, dass ihr Verdienst nicht reichte. Auch in manchen Bürgerhäusern wirkte sich die Kriegswirtschaft aus und Skrupel, eine Weißbüglerin zu entlassen, hatte niemand. Zwei Mal musste sie im Laufe des Jahres 1915 die Wohnung wechseln, jedes Mal wegen Mietrückstand. Ernst hätte dringend passende Schuhe gebraucht; weil das Geld nicht da war, musste er bis in die Herbsttage hinein barfuß laufen.

Im Juni kamen tatsächlich zwei Frauen von der Fürsorge und begutachteten die Situation. Sie stellten bei Gustav Hautschorf in Folge von Fehl- oder Unterernährung fest. Durchaus nicht unfreundlich erkundigten sie sich nach Margaretes Alltag und ihren Verdienstmöglichkeiten. Sie sahen Margaretes Dilemma und schlugen ihr vor, sie könne Gustav in vorübergehende Obhut von Kosteltern geben. Man wolle ihr es nicht antun, dass ein Gericht entscheide, der Junge müsse ihr weggenommen werden, sie solle es sich überlegen, man werde wiederkommen.

An Margaretes Situation und ihrer bitteren Armut änderte sich aber nichts, sie wusste auch nicht, wie sie zu einer Verbesserung hätte beitragen können. Sie war eine schöne Frau, und sie wusste auch, dass die eine oder andere ledige Mutter aus dieser Tatsache Kapital schlug, aber das kam Margarete allenfalls für einen kurzen Moment in den Sinn, ehe sie sich solche Gedanken selbst strikt verbot. So versuch-





te sie verzweifelt, mit ihren eigenen kärglichen Verdiensten den täglich härter werdenden Kampf ums Überleben zu bestehen. Die Lebensmittelläden, meist ohnehin leer, hatten oft geschlossen und an den Bezugsstellen für rationierte Lebensmittel und Waren gab es von morgens bis abends lange Schlangen. Ernst, der jetzt schon sieben Jahre alt war, streifte mit größeren Jungen durch die Parks und angrenzenden Wälder und sammelte Brennholz. Auch dies wurde zur immer aussichtsloseren Tätigkeit, weil es in jedem Wald hunderte von Sammlern gab. Dasselbe galt für die begehrten Bucheckern. Für sechzehn Kilo entkernter „Buchele“ bekam man die unvorstellbare Summe von zehn Mark. Aber alle Anstrengungen konnten Margaretes Lage nicht verbessern. Als Gustav ganz offensichtlich Fieber hatte und rasselnd atmete, ging sie mit ihm zu einem Arzt, der Arme behandelte. Dieser diagnostizierte Diphtherie, gab ihr Tabletten mit und empfahl strenge Bettruhe. Gustav war kaum genesen, da kamen die beiden Frauen von der Fürsorge zum zweiten Mal. Es war offensichtlich, dass sich der Zustand Gustavs und die Situation Margaretes nicht zum Besseren gewendet hatten und auch keine Aussicht darauf bestand. Margarete argumentierte nicht mehr. Sie war sich inzwischen im Klaren, dass es sowohl für ihren kleinen Guschl wie auch für sie und Ernst das Beste war, den Vorschlag der Fürsorge anzunehmen. Mit Ernst hatte sie schon gesprochen. Er hatte in einem etwas frühreifen Ton lakonisch gemeint: „S’werds beschte sei!“ und sich recht leicht damit abgefunden, keinen kleinen Bruder mehr zu haben, hatten schließlich auch für ihn die damit verbundenen Belastungen gegenüber den Freuden eindeutig überwogen.

Margarete wartete also an jenem kalten Novembertag auf den angekündigten letzten Besuch der beiden Frauen. Sie kamen pünktlich und erklärten noch einmal ganz einfühlsam die juristische Situation. Margarete verstand nur halb, ließ die Erklärungen leise vor sich hin weinend über sich ergehen. Dann unterschrieb sie, dass sie einer Unterbringung von Gustav in einer Kostfamilie „bis auf weiteres“ zustimme, dass sie keine Nachforschungen über den Verbleib des Kindes anstellen werde und alle Rechte über Verbleib und Aufenthalt des Jungen an die städtische Fürsorge abgebe.

Als die beiden Frauen gegangen waren, nahm Margarete ihren „Ernschl“ in die Arme, beide weinten eine Weile; Ernst eher, weil die Mutter traurig war, als aus einem Verlustgefühl heraus. Dann zwang sie die Kälte, die in der Wohnung entstand, weil das Feuer mangels Nachschub ausgegangen war, an diesem Abend früher als sonst den Schlaf zu suchen.

Am nächsten Morgen wurde Gustav abgeholt.

